

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 10 (1927)
Heft: 9

Artikel: Die Entstehung des Christentums : [1. Teil]
Autor: Drews, Arthur
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.
Postfach Basel 5
Postcheck-Konto Nr. V. 6915

„Wunderlich, so oft die Menschen dazu verschreiten, einander massenhaft totzuschlagen, ermuntern sie sich zu diesem löblichen Geschäfte „im Namen Gottes“.
Joh. Scherr, 1848.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Die Entstehung des Christentums.

Von Prof. Dr. Arthur Drews, Karlsruhe.

Der Ursprung der meisten Religionen verliert sich für uns in dem Dunkel der Vergangenheit; nur zwei Religionen scheinen hier eine Ausnahme zu machen, der Islam und das Christentum. Hier wollen wir vom Christentum sprechen.

Dass es durch Jesus, einen Wanderprediger von Nazareth, ins Dasein gerufen wurde, galt bis vor kurzem als eine ausgemachte Sache. Aber gab es überhaupt jemals einen solchen Jesus? Wir sind zum Ergebnis gelangt, dass dieser Jesus eine mythische Persönlichkeit ist. Er hat uns nichts Schriftliches hinterlassen, wir haben keinerlei, auch nur halbwegs annehmbaren Beweis dafür, dass er nicht ein blosses Phantasieprodukt seiner Anhängerschaft ist, die in seiner Persönlichkeit eine ganz bestimmte Idee zur Veranschaulichung zu bringen versucht hat.

Welches ist diese Idee von Jesus? Es ist die Idee der Liebe Gottes. Für die Juden war bis zu jener Zeit Gott wesentlich der gerechte Gott. Als solcher sollte er sich dem Moses durch die Gesetzgebung auf dem Berge Sinai offenbart haben. Die ganze jüdische Religion dreht sich darum, dass Gott dem Volke das Gesetz gegeben und zur Einhaltung der Gebote verpflichtet hat. Eine Erfüllung dieser Gebote erschien möglich, solange diese Gebote wie ihr Ursprung noch verhältnismässig einfach und über die Einzelheiten noch kein Zweifel war. Aber nach der babylonischen Gefangenschaft, als sich die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Juden immer verwickelter gestalteten und immer zahlreichere Fragen aufgeworfen wurden, die durch das Gesetz nicht mehr beantwortet werden konnten, sah man sich genötigt, den Wortlaut des Gesetzes zu drehen und zu deuten. Immer neue Zusätze teils schriftlicher, teils mündlicher Art kamen hinzu. Die Ueberlieferung überwucherte das Gesetz, es wurde immer schwieriger, sich auszukennen, um Gottes Gebote zu erfüllen. Ein Teil, die Pharisäer, strebten nach der möglichst genauen Erfüllung des Buchstabens des Gesetzes und mit peinlichster Gewissenhaftigkeit suchten sie den zahllosen Vorschriften nachzukommen. Aber die grosse Masse des jüdischen Volkes, die einen Beruf auszuüben hatte, um des Lebens Notdurft zu erfüllen, hatte keine Möglichkeit mehr, die Forderungen des Gesetzes und der Vorschriften streng zu erfüllen.

So musste sich die grosse Masse ausserhalb des Gesetzes und somit ausserhalb der Gnade Gottes fühlen und sah sich der Hoffnung beraubt, den Lohn im Diesseits oder im Jenseits zu erhalten. Dumpfe Verzweiflung bemächtigte sich weiter Kreise des jüdischen Volkes, der Druck des nicht erfüllten Willens Gottes und die Angst vor den Folgen lastete auf den Gemütern, besonders seit sie in der Verbannung den persischen Glauben an ein Jenseits und an ein jüngstes Gericht kennengelernt hatten. War Gott nur der Gerechte, dann durfte niemand, auch nicht der Pharisäer, sicher sein, ob nicht sein Leben gegen den Buchstaben des Gesetzes verstosse.

Da trat, besonders in den Psalmen, die Ansicht auf, dass neben der Gerechtigkeit auch die Liebe zu den wesentlichen Eigenschaften Gottes gehöre. Väterliche Milde und Barmherzigkeit wurden als die Eigenschaften Jahves immer deutlicher herausgearbeitet. Er war Richter, aber er konnte auch Gnade für Recht ergehen lassen.

Die Beglaubigung dafür kam aus dem Kreise der »Gnostiker«. Gnosis heisst Erkenntnis, Gnostiker sind die Erkennenden, Anhänger einer religiösen Bewegung, die um die Wende unserer Zeitrechnung, in zahlreiche Sekten und Bruderschaften gespalten, die Länder um das Mittelmeer in ihren Bann zogen.

Die Gnosis ist die Erkenntnis Gottes; ihre Anhänger rühmten sich einer besonderen Art geistiger Anschauung, einer vertieften Einsicht in das Wesen Gottes, wie heutzutage die Theosophen und Anthroposophen, und sie stellten diese Erkenntnis allen in Aussicht, die sich ihren Gebräuchen einer geheimnisvollen Taufe, Abendmahl usw., unterzogen. Im Mittelpunkt der oft verworrenen Anschauungen stand die uralte, wie es scheint, aus Babylon bezogene Vorstellung vom göttlichen Sohn, den sein Vater als Heilbringer auf die Erde geschickt, der dort als Mensch gelebt, eines grausamen Todes gestorben, begraben und auferstanden und in verklärter Gestalt zum Vater zurückgekehrt sei und seinen Anhängern die himmlische Herrlichkeit brachte, eine Vorstellung, die längst vor dem Christentum da war.

Das Volk der Juden horchte auf: Hier schien sich ein Ausweg zu bieten. Wenn Gott in solcher Weise seinen Sohn sich für die Menschen opfern lässt, kann dann noch an seiner Liebe gezweifelt werden? Die Vorstellung des Heilbringers war ja den Juden nicht unbekannt, sie lebten ja in der Erwartung des Messias, der als nationaler Held die zerstreuten Juden sammeln und eine Weltherrschaft unter der Oberhoheit der Juden errichten würde.

Aber auch die Vorstellung des unschuldig leidenden Gerechten, der sich selbst erniedrigt, stellvertretend die Sünden der Menschen auf sich nimmt und den Tod erleidet, von Gott dafür überirdischen Lohn erhält, war den Juden aus Kapitel 53 ihres Propheten Jesaja bekannt. Und im 2. Kapitel der jüdischen Schrift »Die Weisheit Salomos« war der Gerechte als Gottes Sohn bezeichnet, und auch hier erlag er den Nachstellungen der Ungerechten und wurde nach seinem Tode erhöht und zum Richter über Lebende und Tote eingesetzt.

Der 22. Psalm schilderte den Tod des Gerechten am Marterholz, während man seine Kleider verteilt. Was also die Gnostiker verkündeten, war alles in den jüdischen Schriften zu finden, man brauchte es nur in die richtige Beleuchtung zu rücken. Dann erinnerte man sich einer Ueberlieferung, wonach sich Josua, der in seinem Namen wie der griechische Jason und wie Jesus das Wort Heiland enthält, mit zwölf Gehilfen umgeben und auch im heiligen Opfertod für sein Volk gestorben war und es so entsühnt habe. Sein Name verknüpfte sich mit dem Passahlamm und der Beschneidung und mit einem »Abendmahl« mit zwölf Teilnehmern, die sich bei Brot und Wein des Selbstopfers ihres Heilands erinnerten.

Dass es schon vor dem Christentum einen jüdischen Gnostizismus gegeben habe, wird selbst von dem reaktionären Theologieprofessor Harnack anerkannt. In der Tat ist er die Keimzelle, aus der das Christentum erwuchs. Die nationale Unterdrückung der Juden trug dazu bei, die Botschaft von dem Erlöser in die Länder zu tragen, wo es Judengemeinden gab; in Palästina musste sie umsomehr wirken, als sie sich auch gegen verhasste Werkheiligkeit der Pharisäer richtete und die innerliche Frömmigkeit und die Möglichkeit einer Erlösung von der

Sünde betonte und eine überschwengliche Seligkeit ahnen liess. In der »Gnosis« des Justin, in der »Zwölfapostellehre«, jüdischen Schriften aus der Zeit der Wende, die nachher eine christliche Uebersetzung erfuhren, treten uns Zeugen eines vorchristlichen Erlöserkultus entgegen, die den Zusammenhang mit dem Gnostizismus nicht verleugnen können. Der Jakobusbrief, der Judasbrief, der Hebräerbrief, mit denen unsere Theologen nichts anzufangen wissen, sind nicht christlich im gewöhnlichen Sinn; sie alle wissen nichts vom Jesus der Evangelien, sie schildern einen Josua-Jesus, der als Oberster der Engel mit den Dämonen kämpft und die gefallenen bösen Geister mit ewigen Ketten in der Finsternis verwahrt; das erinnert ganz an heidnische Vorstellungen. Aber auch die wunderliche Offenbarung Johannis zeigt einen ganz andern Geist als die Evangelien, sie verwendet den Zusammenhang der gnostischen Lehre mit den Vorgängen am Sternenhimmel zu Prophezeiungen für die Zukunft. Vor allem aber boten die sogenannten »Oden Salomos«, ein altes jüdisches Psalmbuch, das in einer syrischen Handschrift des sechsten Jahrhunderts bekannt wurde, einen Einblick in den jüdisch-gnostischen Erlöserkult. Sie schildern den zur Errettung des Menschen von Gott gesendeten Sohn Gottes, den Ueberwinder der Hölle und des Todes, als die zur Person gewordene göttliche Weisheit und Liebe, die durch die Aufopferung, ihm nachzufolgen, das ewige Leben verleiht. Sie sprechen von Erniedrigung und Tod des Heilands und folgender Erhöhung. In Uebereinstimmung mit der »Weisheit Salomos« und Psalm 22 ist es die Schilderung eines Erlöser-Gottes. Diese »Oden Salomos« nehmen so viel »Christliches« vorzeitig fort, dass ihr Bekanntwerden bei den Theologen die heftigste Ueberraschung und Bestürzung hervorrief und selbst Professor Harnack zugeben musste, dass dadurch die geschichtliche Existenz Jesus bedroht sei.

Und weiter: In sämtlichen Briefen des Paulus, ob echt oder unecht, findet sich nicht eine einzige Stelle, die auf den geschichtlichen Jesus gegründet werden könnte. Der paulinische Christus hat keinerlei Ähnlichkeit mit dem Jesus der Evangelien. Paulus weiss augenscheinlich nichts von seiner wunderbaren Geburt, nichts von seiner Heimat, von seinen Eltern, nichts von seinen Wanderpredigten und Wundertaten, nichts von ihm als Verkünder schöner Sittensprüche; er kennt nur einen vom Himmel herabgekommenen Sohn Gottes, der sein Leben zur Sühne auf dem Kreuze dargeboten und durch seine Auferstehung den Menschen den Zugang zum Himmel eröffnet hat. Sein Jesus stirbt auch nicht in Jerusalem als Opfer des Priesterhasses, sondern er wird von »den Herrschern dieser Welt« getötet, das sind nach gnostischer Auffassung die Dämonen. So stehen wir bei Paulus mitten in der Vorstellung des vorchristlich, ausserevangelischen, jüdischen Gnostizismus. Es ist ja auch nicht ein eigenes persönliches Erlebnis des Paulus, das ihn beeinflusste; die sogenannte Begegnung von Damaskus ist kein geschichtliches Erlebnis, sondern gehört nur der frommen Legende an. Es wird stark bezweifelt, ob die

Paulusbriefe überhaupt auf einen Apostel Paulus zurückgehen und nicht vielmehr die Ansichten einer gnostischen Sekte der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung darstellen. Nicht aus geschichtlicher Betrachtung oder Erinnerung sprechen sie, sondern bloss auf Grund der »Schrift«, des Alten Testaments und im Hinblick auf die gnostische Erlösungslehre. Die Paulinischen Briefe geben keinen Anlass, ihren himmlischen Christus-Erlöser mit dem Jesus der Evangelien zu identifizieren; im Gegenteil, die Annahme eines geschichtlichen Jesus würde die Lehre des Paulus unverständlich machen, denn bei ihr steht nicht der geschichtliche Mensch Jesus im Mittelpunkt, sondern der himmlische Christus.

(Fortsetzung folgt.)

Katholizismus und Staat und das Freidenkertum.

Streiflichter von E. E. Kluge, Zürich.

(Fortsetzung.)

Um sich nun in Zukunft vor derartigen Vorkommnissen schützen zu können und um vorkommenden Falles gesetzliche Mittel zur Hand zu haben, entfaltete sich in Bund und Kantonen eine eifrige gesetzgeberische Tätigkeit.

Den Anfang auf diesem Gebiete machte Solothurn durch sein Gesetz über die Wiederwählbarkeit der Geistlichen vom 23. Dezember 1872. Die Besetzung der Pfarrstellen war bis zum Jahre 1856 direkt durch den Staat ohne Mitwirkung der Gemeinden erfolgt. Durch die Kantonsverfassung von 1856, resp. die Teilrevision von 1867/68 wurde ein gemeindliches Wahlrecht eingeführt, indem der Gemeinde das Recht gegeben wurde, der Regierung einen Zweier-Vorschlag einzureichen, an welchen diese gebunden war. Auf diesem prinzipiellen Standpunkte steht auch das Gesetz vom 23. Dezember 1872. Trotz heftiger Gegenwehr der Geistlichen und starker Betonung der Religionsgefahr wurde das Gesetz mit unerwartet grosser Mehrheit angenommen; die Rekurse der Geistlichen an Bundesrat und Bundesversammlung wurden abgewiesen; und obwohl Papst Pius IX. in seinem Rundschreiben vom 21. November 1873 diesem Gesetze seine spezielle Aufmerksamkeit schenkte und es auf ewige Zeiten als verworfen und verdammt erklärte, machten sämtliche Gemeinden Gebrauch von diesem Gesetze, ohne dadurch Schaden an der Religion zu nehmen. — Die kantonale Verfassung vom Jahre 1875 hat dann schliesslich das gemeindliche Wahlrecht vollständig durchgeführt.

Einschneidender als dieses Solothurner-Gesetz waren das »Staatsgesetz des Kantons Genf«, angenommen am 23. März 1873, und das auf diesem aufgebaute »Gesetz über die Organisation des katholischen Kirchenwesens im Kanton Genf vom 27. August 1873.« Dieses letztere enthält zunächst eine Umschreibung der 23 katholischen Pfarreien, regelt die Stellung, die Pflichten, die Wahl

Feuilleton.

Zur Naturgeschichte des Teufels.

Kleine Bosheiten von E. E. Kluge.

Von allen Persönlichkeiten der christlichen Götterlehre ist ohne Zweifel der Teufel die hervorragendste. Denn wenn auch Gott der Vater, oder Gott der Sohn, oder Gott der heilige Geist auf diese oder jene Weise von der Bildfläche verschwinden sollte, so blieben doch von der heiligen Dreieinigkeit noch immer zwei Personen übrig, die das Geschäft in der alten Weise fortzusetzen vermöchten. Himmel und Hölle würden also mit ihren Freuden und Schrecknissen fortbestehen können, und die einzige Abänderung, die notwendig würde, wäre die Umwandlung des Firmennamens der heiligen Dreieinigkeit in eine heilige Zweieinigkeit und eine dementsprechende Vereinfachung der himmlischen Buchführung. Die Entthronung des Teufels dagegen würde für das Christentum einen geradezu vernichtenden Schlag bedeuten. Denn mit dem Teufel verschwänden natürlich auch Fegefeuer und Hölle, und die abgeschiedenen Seelen müssten also — einerlei, ob gut oder böse — direkt in den Himmel spazieren. Damit aber fiel selbstverständlich für die lieben Christen jeder Unterschied zwischen gut und böse dahin, der Glaube an Gott und das Vollbringen guter Werke wären zur ewigen Freude und Seligkeit nicht mehr erforderlich, und ein »gottgefälliges« Leben hätte somit — ohne Aussicht auf Belohnung — allen Reiz verloren. Der Christengott hätte also nichts mehr zu tun, und müsste beim Vatikan um Arbeitslosenunterstützung nachsuchen.

Kein Wunder, dass nach der Bibel der Herr Gott mit einer so bedeutsamen Persönlichkeit auf gutem Fusse zu leben sucht. Ja, nach dem ersten Kapitel des Buches Hiob scheint Seine Majestät der Höllenfürst von Gott sogar als eine Art Familienmitglied betrachtet zu werden. An dieser Stelle wird nämlich erzählt, dass die Kinder Gottes sich eines Tages zum Besuch bei ihrem Vater einstellten, und dass sich unter ihnen auch der Teufel befand. Gott betrachtete dies nun nicht etwa als eine Unverschämtheit von Seiten des Teufels, sondern fragte ihn ganz freundlich, woher er komme und was er während der letzten Zeit getan habe. Und der Teufel antwortet dem allwissenden Herrn Gott ebenso gemüthlich, dass er auf der Erde herumgestreift sei. Der Gott, der alles weiss, fragt daraufhin, ob der Herr Satan auf diesen Wanderungen nicht die Bekanntschaft eines gewissen Hiob gemacht habe, eines Mannes, den Gott als eine wahre Musterkarte aller erdenklichen Tugenden herausstreicht. Selbstverständlich sucht nun der Teufel diesen bravsten aller Menschen bei Gott ganz verteuelt anzuschwärzen, und der allwissende, gerechte und allliebende Gott fällt auf den Schwindel prompt hinein und erlaubt dem Teufel, den alten, braven Hiob nach Herzenslust zu quälen und »heimzusuchen«. Mit der ausdrücklichen Einwilligung des allgütigsten Gottes tötet daraufhin der Herr Satan die sieben Söhne und drei Töchter, sowie alles Gesinde und alle Schafe, Kamele, Rinder und Esel des — nach Gottes eigenem Urteil — besten Mannes auf der ganzen Erde!

Aber damit noch nicht genug! Die Gefälligkeit des gerechten, allliebenden Gottes gegen den Teufel geht noch weiter. Bei der nächsten Audienz beim himmlischen Vater findet sich auch der Teufel wieder ein. Doch scheint der Herr Gott diesmal ziemlich verstimmt,